richtet. Sie haben sich ihres edelsten Gutes des Ewig-Weiblichen selbst entäußert.

Vom Brot.

Die Frage der Beschaffung eines Ersatzes für unser gebräuchlichstes Brotgetreide für den Fall, daß Weizen und Roggen bei langer Kriegsdauer knapp werden sollten, führt dazu, uns mit dem „täglichen Brot" in seinem wörtlichen Sinne von seiner kulturgeschichtlichen Seite etwas näher zu beschäftigen. Der Städter, der gewohnt ist, morgens seine frischen Semmeln auf dem Frühstückstische vorzufinden, kann sich schwer an den Gedanken gewöhnen, bald vielleicht auf Weizenbrot verzichten zu sollen, weil es wünschenswert ist, den Vorrat an Weizenmehl für Backzwecke zu erhalten, und doch ist das aus Weizen gebackene Brot erst seit dem 18. Jahrhundert bei uns eingebürgert. Früher kannte man in Deutschland fast nur Roggenbrot, das ist um so verwunderlicher, als schon im frühesten Altertum Weizen zu Brot verarbeitet worden ist.

Die Griechen lernten die Kunst des Brotbackens frühzeitig von den phönizischen und ägyptischen Einwanderern, in deren Heimatländern man schon seit den ältesten Zeiten Getreidekörner in Handmühlen zermahlte und aus dem Mehl Brot büt. Aber auch unter den nur ungesäuerten, aber schon Moses verbot den Juden, gesäuertes Brot zum Osterlamm zu essen. Auch in Rom gab es öffentliche Bäcker doch wurde dort das Getreide in Mörsern zerstoßen. Von Rom aus verbreitete sich dann das Brotbacken über das westliche und nördliche Europa. Kaum ein anderes Gewerbe muß sich mit seinen Erzeugnissen so nach Freud und Leid der Menschheit richten, wie das des Bäckers. Es gibt kaum ein Fest im Jahr, zu dessen Feier nicht ein besonderes Gebäck in verschiedener Form gebräuchlich wäre. Schon im Altertum duk man Brot in sehr verschiedenen Formen. Herodot schreibt, daß die Aegypter allerlei Weizengebäck in den zierlichsten Figuren backen, Stiere, Kühe, Schafe, Fische, Sterne, Dreiecke und Scheiben. Zuerst sind diese Brotgebilde wohl zu Ehren der Götter entstanden. Aegyptische Arme, die kein Vieh zur Gabe für die Götter hatten, opferten ein aus Roggenmehl geknetetes und dann gebacknes Schweine oder Rind.

Auf die gleiche Art erfetzten auch die Germanen das Tieropfer. Von ihrem in verschiedenen Tierformen gebackenem Brot wurden eines oder einige den Göttern dargebracht, und das übrige verzehrte die Familie. Zur Feier hoher Götterfeste war es Brauch, dem Teig die Gestalt des Gottes oder eines ihm geheiligten Symbols zu geben. So buk man zum Julfeste Kuchen in Hafen- oder Ebergestalt. Zur Ostersee Bäckerei — zweifelsfos die Brezel; die Brezel, ein Ring mit vier Speichen, ist das Bild des aufsteigenden Sonnenrades; die Germanen buken und aßen sie gleich nach Neujahr, zur Zeit des Erwachens der Sonne und Baldurs Wiederkehr. Die christliche Kirche ließ später alle heidnischen Feste mit ihren oft seltsamen Bräuchen bestehen und begnügte sich damit, ihnen eine Deutung nach ihrem Sinne zu geben.

So sind viele altgermanische und noch ältere Gebräuche auf unsere Zeit gekommen, in vielen bleibt Gestaltung sind, auf die Leiche gestellt, damit der Teig zu „aufsteh". Nach dem abendlichen Gebetläuten darf keine Hefe abgegeben werden. In ein Haus soll man nur bei zunehmendem oder Vollmond einziehen und dabei Brot und Salz zuerst hineintragen, so wird man keinen Mangel leiden. Die Juden und Muhammedaner wissen das Feuer zu bannen und zu löschen, indem sie auf eine Brotrinde ein Beschwörungswort schreiben und sie in die Flamme werfen. In der kurfürstl. Kunstkammer zu München war um 1700 noch zu sehen „Korn, so vom Himmel geregnet, und Brot, so daraus gebacken worden", ferner „ein Meel, welches in Böhmen in der großen Teuerung Gott einem armen Mann mit vielen Kindern gegeben, der hinausgegangen, Leimen oder Letten (Lehm) zu holen, einen Mudden Brot daraus zu backen: da ihm denn Gott, weil während er um mehr Leimen ausgegangen, den andern unterdessen zu Haus in Meel geschickt, daß er gutes Brod backen könne."

Zahllos sind die Volkssprüche, die sich in das Brot und seine Bedeutung für das Leben bei einer bekannten sei eine kleine Auswahl: Wenn die Kinder hart reden können, so geben ihnen Bettelbrot zu essen geben. — Wer nicht arbeiten will, der schmeiße das Brot ins Gras. — Wer das Brot ausschneidet und schneidet nicht gleich, der hat selbigen Tages gefastet. — Wenn einer von dem Brot ißt, das ein anderer hat liegen lassen, so wird er krank. — Wenn man beim Schneiden Brot sei ich hat, so können die Gespenster sein Unheil nicht. — Wenn man ein Brot anschneidet, muß man Kloß immer mit dem Messer unten mit drei Kreuzen bezeichnen, sonst können die Hexen daran einhexen. — Wer Brot ist, davon schon einer gebissen hat, der wird seinem schändlich und grau.

Eine Frau als Kriegsberichterstatterin.

Wie aus dem österreichischen Pressequartier gemeldet wird, ist nunmehr auch eine Dame als Berichterstatterin eingetroffen. Es handelt sich um die in Amerika bestens bekannte Nelly Bly, der die große Aufgabe übertragen ist, das amerikanische „Journal" und das Hearst Syndikat zu vertreten. Das Hearst Syndikat ist das größte Zeitungsunternehmen der amerikanischen Union und umfaßt im wesentlichen gerade jene Blätter, die trotz der Beherrschung des Nachrichtendienstes ausschließlich durch England, bemüht waren, deutsche Originalnachrichten zu erlangen, um etwas mehr Gerechtigkeit walten zu lassen. Miß Bly wird also eine der verantwortlichsten und anstrengendsten Stellungen einnehmen und ihre Eindrücke werden von größter Bedeutung für die Stimmung in Amerika sein. Ungleich mit Miß Bly ist auch noch ein Vertreter der United Preßagency, einer großen Korrespondenz, eingetroffen, die nunmehr gleichfalls Originalberichte aus Osterreich bringen will. Ferner hat die Newyorker Eveningpost ebenfalls einen Spezialberichterstatter eingesandt. Hoffentlich wird so allmählich ein richtigeres Bild in der öffentlichen Meinung Amerikas entstehen.

Frauenkriegshilfe im Wirtschaftsleben.

Der Deutsche Käuferbund wendet sich an die Frauen, und ruft ihnen zu: „Kauft, was ihr braucht, damit die Riesenschar der Arbeitslosen nicht größer werde! Treibt keinen Luxus, aber schränkt euch auch nicht unnötig ein. Dies mögen namentlich alle jene beherzigen, die der Krieg in ihren Einkünften nicht schmälert. Seid sparsam, aber nicht geizig. Und kauft das Notwendige gut. Ihr handelt daterländisch, wenn ihr jetzt nur beste Ware kauft. Drückt nicht die Preise und drückt nicht die Löhne. Es ist unwürdig, Dienstmädchen, Aufwärterinnen, Wäscherinnen, Plätterinnen usw. jetzt den Lohn zu kürzen. Kauft vernünftig und gut, schießt keinen Kauf hinaus, das ist die beste patriotische Tat. Hinreichend bezahlte Arbeit ist mehr wert als Almosen."

Die Pariser Kriegsmode.

Die großen Ereignisse der Zeit haben immer einen starken Einfluß auf die Pariser Mode ausgeübt. So wird man sich erinnern, daß nach dem russisch-japanischen Krieg die Mode mit großer Begeisterung japanisch wurde und nach dem Balkankriege eine deutliche Hinneigung zum Orient bewies. Heute ist zwar von einer Pariser Mode im großen Stil nicht mehr die Rede; aber soweit sich neue Formen bemerkbar machen, hat die Pariserin, ohne erst das Ende des Krieges abzuwarten, ein deutlich militärisches Kleidchen angenommen.

Die Soldatenmütze, die sich für den Kasernendienst fast in allen modernen Heeren eingebürgert hat, erfreut sich gegenwärtig der größten Beliebtheit. Die Mode ist auf sehr einfache Weise in den Straßen entstanden. Als das englische Heer beim Rückzug über die Marne in Paris landete und auf den Straßen der Hauptstadt überall englische Soldaten aus Wales, Schottland und Irland erschienen, wurden sie von den Pariserin begeistert aufgenommen. Um für den freundlichen Empfang zu danken, gaben die englischen Soldaten zum Andenken alles her, was sie irgend entbehren konnten, und schenkten besonders den Frauen ihre Kokarden und Mützen. Die Pariserinnen setzten diese Soldatenmützen stolz auf und trugen sie überall zur Schau. Man sah so 10 oder 20 junge Damen mit der Soldatenmütze, und das genügte, daß eine neue Mode gefunden war. Zuerst hatten die Mützen genau die vorgeschriebene militärische Form; heute aber hat sich die Mode ihrer bereits völlig bemächtigt und schaltet ganz nach Laune damit; nur die Grundform der Soldatenmütze wird beibehalten, aber der Stoff, die Zutaten und die Farben zeigen ganz die Mannigfaltigkeit, die die Pariser Mode immer bevorzugt.

Lustige Ecke.

Großartig!

Der König von England, der Prinz von Wales und Lord Roberts waren ihre deutschen Ordensrückgeschenk. Wenn man diese ordentlich desinfiziert hat, kann sie der Kaiser später ja wieder an anständige Leute verleihen.

Liebe Jugend!

Der Kriegsfreiwillige Müller muß beim Turnen einen Bauchaufschwung machen. Der Kriegsfreiwillige Müller weigert sich, ihre deutschen Orden zurückgeschenk. Wenn man diese ordentlich desinfiziert hat, kann sie der Kaiser später ja wieder an anständige Leute verleihen.

Liebe Jugend!

Der Kriegsfreiwillige Müller muß beim Turnen einen Bauchaufschwung machen. Der Kriegsfreiwillige Müller weigert sich, ihre deutschen Orden zurückgeschenk. Wenn man diese ordentlich desinfiziert hat, kann sie der Kaiser später ja wieder an anständige Leute verleihen.

Ein kleiner Irrtum.

Die Schülerinnen des Evangelischen Lyzeums in Godesberg hatten, so erzählt man uns, eine Sendung selbstgearbeiteter Liebesgaben an bestimmte Teile unseres Kriegsheeres geschickt. Dafür gingen reichliche Dankschreiben ein. Ein biederer Krieger bat aber offenbar nicht gewußt, was er mit dem „Ev. Lyzeum" als Absender anfangen solle, und daß seine Dankeskarte an „Fräulein Eva Lyzeum" gerichtet.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 45:
„Auf dem Papier ist leichter zu fliegen, als auf dem Schlachtfeld."

Auge, Feder, Lampe, Pinie, Christel, Eichel, Terenz, Luft, Marie, General, Schaufel, Bade, Muschel, Bacht, Feld.

Richtige Lösungen gingen ein 71. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 73. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Georg Häder, Helene Vaprosch, Frau Berta Rudolph, W. Moos, Else Lüders, Else Neubola, Frau Franziska Kennert, Gustav Grunicke, Friedel Grunewald, Kurt Fruhnert, Lotte Wanke, Nicolaus, Hermann Schmidt, H. Werner, Frau Anna Rauch, Fra. Kissig, M. Jentzsch, Fr. Goltze, Frau El. Altenkirch, Willy Schöppe, Rudolf Kotlsch, O. Kotlsch, Martha Schulze, Helene Ziesler, Margar. Schaffernicht, Karl Traxdorf, Paul Broich, Margarete Braune, Willy Thiele, Erich Loesche, Frau M. Dommerzahn, Hans Schulz, Otto Meier, A. Schellenberg, Kurt Linke, Paul Saalfeld, Eduard Zwarg, Rosie Scharlinski, O. Ahmann, F. Büttcher, Frau Agnes Köser, Frau Martha Karan, Elise Schönberg, M. Hjank, Fritz Wehlecke, Artur Hartmuß, Klara Arnold, Hans Stüwe, Frau Hedw. Bräuning, Georg Beck, Paul Nilius, Gustav Bierbrauer, Franz Wolf;

von auswärts: Frieda Toursel, Delitzsch, Albert Schmidt, Magdeburg, B. Ströhmann, Thale, F. Heergesalte, Bördig, Oskar Dietrich, Wernigerode, Frau Schlager, Langerhans, Alb. Rodrich, Weißenfels, Frau Gertrud Schade, Dölau, Hans Walter, Lostau, Kurt Thiele, Dölau, Gertrud Gäbler, Lettin, Gertrud Quirin, Staßfurt, Fritz Ferber, Merseburg, Herm. Schnaperelle, Schleitau, Karl Beilecke, Dessau, Jenny Hirtenbach, Willy Wolfsthkampf, Quedlinburg, Hildegard Lipzig, Teutschenthal.

Die Prämie:

Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke,
entfiel auf **Gertrud Gäbler**, Lettin.

Ergänzungs-Räsel.

As—t, —na, M—er, L—e, Do—shire, P—offel, —ner, S—de.

Statt der Striche ist jedesmal die gleiche Anzahl passender Buchstaben zu setzen, sodaß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Werkzeug, männlicher Vorname, englische Grafschaft, Land in Asien, Mineral, Gabe, innerer Körperteil, Fußbekleidung.

Die eingeklammerten Buchstabengruppen müssen im Zusammenhang eine bedeutsame militärische Operation im gegenwärtigen Kriege bezeichnen.

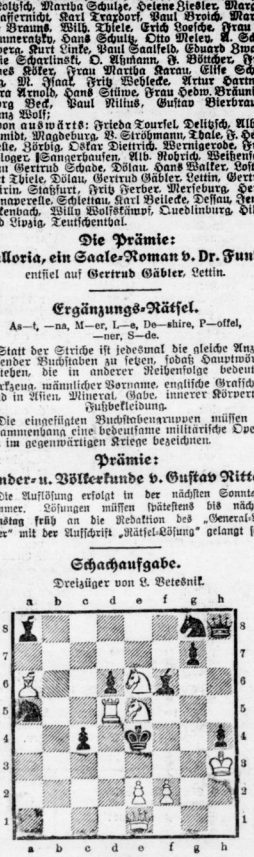
Prämie:

Länder- u. Völkerkunde v. Gustav Ritter.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von L. Betesnik.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 45.

Dreizüger von G. Chochlous.

1. c6—c7 1. Lb8 n. c7
2. Dg4—h4 2. d5—d4
3. e2—e4 3. Beliebig.
4. f2—f4. f2—f4. Dg7—c6 matt.

Auf 2. ... Sf1 n. d2 (Ld5) folgt 3. Df4—c6+ usw.; A) auf 1. ... Sf1 n. d2 2. Dg4—g8+, Kd5 n. f6 3. Se7—g8+ usw.; B) auf 1. ... d5—d4 2. f2—f4 usw.; C) auf 1. ... Lg2—e4 2. f2—f4+, Ke5—d4 3. Dg4—g1+ usw.; D) auf 1. ... Td7 n. c7 2. f2—f4+, Kd5 n. f6 3. Se7—g8+ usw.

Anderes ähnlich.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 46 — Halle a. S., Sonntag, den 15. November — 1914

Kennst du das Land?

Kennst du das Land, für das ich lebe,
Für das zum einen Gott ich fleh',
Für das ich hasse oder liebe,
Mit dem ich falle oder steh'?

Kennst du das Land, in dessen Stärke
Die Zukunft uns'rer Rasse liegt,
Und dessen Geist im Friedenswerke
Hat über alle Welt gesiegt?

Kennst du das Land, aus dessen Blüte
Die Wissenschaft gedieh' zur Frucht,
Aus der die rechte Freiheit glühte,
Gestützt auf Wahrheit, Recht und Zucht?

Kennst du das Land, aus dessen Wesen
Der Arbeit reicher Segen quoll,
Durch den die Welt einst soll genesen
Von Hader, Mißgunst, Neid und Groll?

Kennst du das Land, zu dem vom Neide
Den Völkern wird getrübt der Blick,
Daß sie mit haßerfüllter Freude
Zerstören Wohlstand, Fried' und Glück?

Kennst du das Land, für das allmächtig
Ein Gott das Eisen schuf zur Wehr,
Für das ein Volk so stark und prächtig
Setzt ein sein Leben, Gut und Ehr?

Kennst du das Land, die Heimaterde,
Den Ort, da deine Wiege stand,
Den Platz, von dessen heil'gem Herde
Dich fortriß einst des Schicksals Hand?

Und kennst du es, und hast es gerne,
So halt es fest mit starker Hand,
Und steh' auch hier, in weiter Ferne,
Getreu zum deutschen Vaterland.

E. A. Bannecke aus Shawano (Wisconsin, Nord-Amerika).

Sturm.

Von Sophie Freiin Stjerna.

Ueber die Dächer des kleinen Städtchens im Harzer Bergtal fegte der Wind; kein laues Sommerlüftchen wie noch vor kurzem, nein der Herbst hatte eingesetzt und mit ihm begannen die Stürme zu sausen und zu brausen, daß die alten Bäume im Schloßpark sich fast zur Erde bogen, die Fensterscheiben in den Häusern klirrten und der Kalk an den Wänden, der Ruß in den Kaminen polterte zu Boden fiel. „Horch", sagte die alte Generalin und hob lauschend den Kopf, „ich meine, so schlimm wie heuer wär's noch nie gewesen." Ihre Hände, welche den grauwollenen Strickstrumpf hielten, ruhten sekundenlang müßig im Schoß. Die Nadeln blitzten im Lampenlicht, ihr Klirren und das feine Ticken der altmodischen Schreibtischuhr im Erker waren bisher das einzige Geräusch im behaglich erwärmten Zimmer gewesen, erst jetzt bei ihren halblauten Worten kam wie als Antwort ein leises Brummen aus der fernen Ofenecke, wo „Männe" sein Körbchen hatte. „Patsch, patsch" kam er mit seinen schlaftrunkenen Beinchen, unsicher auf dem glatten Boden gleitend, näher, und als seine Herrin, die ihn doch geweckt hatte, sich nicht gleich um ihn kümmerte, klopfte er mit dem langen braunen Teckelschwanz energisch ein paar mal auf die Erde. Das war sonst ein seltenes nötiges Mittel, um Beachtung zu erringen, aber jetzt — was jetzt in seine alte Herrin gefahren war, das konnte sich Männes kleines Gemüt nicht erklären. Daß es etwas besonderes sein mußte und nicht bloß der Sturm, der doch alle Jahre tobte, den er eben noch als angenehmes Schlummerlied empfunden hatte, fühlte er wohl und wartete darum geduldig, nur als es ihm gar zu lange währte, schob er sein schwarzes kaltes Schnäuzchen in die müde im Schoß gefalteten Hände der alten Frau. „Ach Männe!" sagte diese erstaunt und strich mit leisem Lächeln dem treuen Tier über sein glattes Fell. Ueber dies gleiche Fell hatten schon ihre 3 Jungen geknechtet, als sie noch kleine, unartige wilde Buben waren; mit dem Männe waren sie um die Wette gerannt, je toller je besser, er war ihr Spielkamerad gewesen durch Dick und Dünn und wußte sicher noch von manchem Puff und Knuff, den er von ihnen erduldet, ihm galt ihre erste Frage, wenn sie nach längeren Zeiten auf Urlaub zur Mutter kamen und ....

Ein trockenes Schluchzen stieg in die Kehle der alten Frau; sie zwang es nieder, ihr Blick flog drüben zu den Bildern ihrer Lieben. Da stand ihr Mann — im Schmuck der Orden — ein stolzer General, — ihn deckte schon eine Reihe von Jahren die kühle Erde, — aber dort die Drei, — schlanke junge Gestalten — seine, ihre Söhne und der Mutter Auge wurde heller. Im goldenen Rahmen, das war der Aelteste, der war jetzt Hauptmann bei der Garde, und jener rechts im schlichten blauen Rock mit dem kleinen goldenen Dolch an der Seite, das war der Kapitänleutnant, einige Jahre jünger als der Gardist und doch schon im gleichen Range wie er, und links, unterm einfachen Glas, das war ihr Jüngster, — ihr Antlitz verklärte sich — ihr Lieblingssohn. „Mutters Männchen", wie die Brüder neckend sagten. Er war aber auch ihr Sorgenkind von jeher gewesen — freilich jetzt — in dieser Zeit — sorgte und bangte sie wohl um alle Drei zugleich. So wie draußen der Sturm tobte mit solch' plötzlich erwachter Heftigkeit, so war nach langer ruhiger Friedenszeit auch über das deutsche Vaterland der Sturm gekommen, Feinde hatten es an allen Ecken bedroht und da war die Kriegsfackel aufgeloht und flackerte unheimlich jetzt purpurn im Osten und im Westen, im Norden und im Süden. —

Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Stolz und Sorge um ihre Drei im Felde hatten ihn entfacht, zwar war sie nicht umsonst Soldatenkind — Frau und Mutter und wußte was sich für eine solche ziemt, gab auch gern ihrem Kaiser ihre Söhne und doch — das alte Herz konnte das Bangen nicht lassen. Wenn nur der Sturm nicht wäre, der da so schrecklich heulte! Jetzt klatschte auch noch der Regen an die Scheiben und auf dem Rücken des kleinen Teckels, der in ihrem Schoß sanft schlummerte, falteten sich die alten zichtigen Hände auf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191411150/fragment/page=0001

heißen Gebet: „Gott erhalte sie mir, beschütz' mir die Drei auch im Sturm." — Heinzilberer schlug die kleine Uhr, mahnend, es sei Zeit zur Ruhe zu gehen, doch dazu konnte sich die alte Frau heute noch nicht entschließen, ihr war so seltsam wach zu Mut und im Dunkeln kamen nur von Neuem die Sorgen. — Wieder klapperten und klirrten für eine Weile die blanken Radeln. Der Strumpf war gleich fertig. Ihn würde der Aelteste tragen, der hatte solch langen, schmalen Fuß — und weiter spannen die Gedanken und wollen Wunsch auf Wunsch in die Maschen. — Horch!? — Was war das? — Was das nicht ein Signal? — Tarätatä, tarätatä — noch mal, schneller und wieder schneller — zum Angreifen, Sturmangriff. Links schwenkt Marsch! Marsch, Marsch, Hurra! — War das nicht — der dort mit den Gardeliepen, dem blanken Degen? — Sein Vater hatte 1870 schon den gleichen Degen, im Sturm die Höhen genommen, wie jetzt der Sohn. Aber wankte jener nicht? Sank nicht die Hand mit dem Säbel? mein Gott — — —

Der Strumpf war beendet. Sorgsam legte ihn die alte Dame zu den ersten, zwang ihre Gedanken in andere Bahnen; nicht immer das Schlimmste zusmalen befahl sie sich selbst. Dort lagen noch die paar Pulswärmer angefangen; die konnte der Daniel gut brauchen, wenn bei der Sturm die Wellen peitschen würde, und die Mutter strickte und strickte und Stunde um Stunde enteilte. —

Auf der Kommandobrücke der Sohn. Er wankt und weicht nicht, spürt weder Regen noch Sturm. Die Uebermacht ist groß — deutlich zeigt ihm sein Glas das englische Geschwader — aber sich ergeben kennt kein deutscher Soldat. Einen englischen Kreuzer haben sie zum Sinken gebracht, so werden sie, wenn es sein muß und als Sieger untergehen. —

Die Pulswärmer hätten eigentlich noch Zeit, er mußte ja jetzt ihren Feldpostbrief mit dem Wollband haben, vielleicht war er noch gar nicht auf See, aber der Jüngste, der Albrecht, dem fehlte sicher alles und er hatte doch von den Dreien als Fliegeroffizier den schwersten Beruf. Sicher hatte er, als die Mobilmachung kam, keine Zeit mehr gefunden, an sich und seine persönlichen Bedürfnisse zu denken und ob der Bursche es getan, — es geht zwar nichts über treue Leutnantsburschen, aber in diesem Fall . . . Und er hatte ja schon so wie so nur immer Gedanken für seine Maschine, wenn die nur alles hatte, er — Hopl „Mutchen, Urkraut vergeht nicht," hatte er ihr noch beim letzten Urlaub gesagt, als sie bei seinen Erzählungen sorgende Fragen gehabt. Ein Glück, daß er ihr fest versprochen hatte, bei solchem Sturm nie aufzusteigen, — das Wasser hatte schon keine Wallen, nun erst gar die Luft! Wohl kamen ihr jetzt Bedenken, ob er dies Versprechen würde halten können, ein Krieg hatten sie damals nicht gedacht — und doch klammerte sie sich an diese einzige Hoffnung mit aller Kraft. Ihre Hände suchten die Wollknäuel. Die Kappe für's Kopf mußte das Beste für den Jungen sein. Im vorigen Monat war er 18 Jahre alt geworden, und wieder murmelten die weißen Lippen: „Gott, er ist dir ja am nächsten, behüte ihn mir — auch im Sturm." Die feine Stimme der alten Uhr tat einen Schlag, aber die alte Frau hörte es nicht mehr, der Schlaf hatte ihr die Augen zufallen lassen. —

*

Fern auf dem improvisierten Flugplatz nahe der französischen Grenze rasselte zur gleichen Stunde der Wecker. Rasch war der junge Offizier auf den Beinen; er hatte nicht geschlafen, der Sturm draußen und der in seinem Innern hatten ihm keine Ruhe gelassen. Alles war fertig; sein kleines, etwas vorschriftsmäßiges Kofferchen barg seine paar Habseligkeiten, auch einen letzten Brief an seine Mutter, sogar sein kleines Testament. Kam er morgen früh, richtiger heute früh nicht wieder, so würde man ihr alles übersenden — seinem Mütterchen — und noch ein letzter liebevoller Blick glitt über den kleinen Koffer, „grüß mir die Mutter," hieß der, dann trat er festen Schrittes in die tiefdunkle Nacht. Sämtliche 10 hier garnisonierten Flieger hatten sich freiwillig für diese Todesfahrt gemeldet. Das Los war auf ihn gefallen. Er fühlte und wußte auch genau, daß ein Lebendzurückkommen fast ausgeschlossen war, indes genug er nur wenigstens seinen Zweck, den Aufmarsch des feindlichen Korps zu verhindern, ausführen konnte, wolle er gern für sein Vaterland fallen, — bloß der Sturm, der Sturm —

Viele kräftige Soldatenfäuste hatten Mühe, das Flugzeug zu halten; der Motor lief Probe; die Spannbrähte hatte er selbst soeben nachgeprüft, nun galt es nur noch, sich von dem Feuerwerksgebiebel die Uebungsvorrichtung erklären zu lassen, von jener Sprengladung, die für den Feind bestimmt, dort eben unter dem Sitz aufgestapelt und befestigt wurde. War das ein Sturm! An die Fahrt würde er denken, — nun mußte er über sich selbst lächeln — denken? Jawoll, im Jenseits sicher. Es war Krieg, er würde sterben, aber im Tode noch siegen und mit einem „Mit Gott für Kaiser und Reich" bestieg er den Eindecker. Die Kameraden und die Soldaten unten schickten ihm ein donnerndes Hurra nach, der Sturm verschlang es. — Der kleine Artillerist hatte Tränen in den Augen gehabt, als er ihm die Hand zum letzten Male gab, — aber er durfte nicht denken, — der Apparat schwankte und schaukelte sicher toller als des Bruders Schiff — wo das jetzt sein mochte, wo Hans? Wo der Gardist? Doch schade, daß er keinen mehr gesehen. Sein Mutterherzchen schlief wohl längst ruhig und fest, ihre Jungens beschützten ja ihr Vaterland. Er hatte so lange keinen Feldpostbrief gehabt. Den letzten vor vier Tagen von einem blonden süßen kleinen Ding, er hatte ihn bei sich, niemand sollte ihn finden, mit ihm zugleich sollte er untergehen. Er knisterte, wenn er an der Stelle, wo er saß, fest auf das Leder seiner Jacke drückte, ob sie wohl weinen würde die kleine Liselott', wenn . . . . Er biß die Zähne zusammen, nicht an das Leben denken, es hat viel Schönes, wenn man noch jung war, jetzt hatte er größere Ziele. Die Pflicht verlangte unerbittliche Aufmerksamkeit. Der Eindecker stieg und stieg, und je höher er kam, je ruhiger wurde es in der Luft, aber damit war seine Aufgabe nicht zu erfüllen. Dort unten war der Feind und die Bogenlampen, Scheinwerfer und Magnesiumsfackeln, die er leuchten ließ, galten ihm. Ein Blick auf die Karte. Das kleine hell erleuchtete Gebäude eben, wo war es geblieben? Wie liebenswürdig war der Feind, ihm den Weg zu zeigen, oder wie angeschickt mit seinen Scheinwerfern, oder war ihm das Glück noch einmal — zum letzten Male — besonders hold? Es schien, als wollte es ihm seine schwere Aufgabe erleichtern helfen. Jetzt war auf der Erde alles im Dunkeln, aber er wußte nun, wo das Städtchen lag, weiter rechts davon mußte der Tunneleingang sein, dem sein Beschl galt. Vorsichtig, um nicht die Wache zu frühzeitig zu alarmieren, wollte er sich ihm langsam nähern. Deutlich konnte er sehen, wie sie aus ihrem Heft hervorgekrochen kam, mit dem Sturm, der auf Erden viel toller war als hier oben, kämpfte; Gewehre lud. Schon sausten die ersten Geschosse um ihn, das machte nichts mehr, das wurde man allmählich gewöhnt; Himmel wenn nur keins den Vergaser traf, denn ohne verrichtete Aufgabe nutzkommen, nimmermehr. Mit voller Motorkraft ließ es jetzt gegen den Tunneleingang rennen. Zwischen den Zähnen die Reißleine für die Sprengstoffladung; Hände aus Eisen am Steuer, die Augen starr gerade aus. Er war am Ziel. „Mutter, leb wohl!" Er bog den Kopf, — ein Ruck, — es sündete — —

Der Sturm teilte bald die Rauchwolken und das kommende Tageslicht zeigte immer deutlicher die furchtbare Verwüstung.

Der Tunnel war gesprengt, mit ihm der Aufmarsch der feindlichen Armee bedeutend verzögert. Unsere Truppen hatten derweil Zeit gefunden, weiter siegreich vorzugehen — so war der Opfertod des jungen Fliegeroffiziers für das ganze deutsche Westheer von größter Bedeutung gewesen. —

*

Daheim im stillen Zimmer flackerte die Lampe in den letzten Zügen und das Tageslicht dämmerte im Osten als die alte Generalin erschreckt erwachte. Sie hätte so schlecht getrümmt, ihr Junge, der Jüngste, hatte sie gerufen und die anderen zwei ihr gewinkt und dann waren drei Briefe gekommen, alle aus anderen Himmelsrichtungen, und — —

„Ach du Herrgott, laß sie siegen fürs Vaterland." —

Ja, wo war sie denn? Erst jetzt fühlte sie den Männe in ihrem Schoß, lah das Strickzeug vor sich, schmerzlich, vom Sitzen steif, erhob sie sich. Mit gefalteten Händen stand sie noch ein Weilchen betend vor den Bildern ihrer Söhne. — — —

Nach drei Tagen lagen drei Briefe vor diesen Bildern und ein weißer Kopf beugte sich immer wieder weinend über sie.

„Im Sturm auf das Fort der Festung N . . ."

„Nach siegreichem Gefecht auf stürmischer See . . ."

„Nicht achtend des tobenden Sturmes . . . trat seinem Kaiser — — von größter Bedeutung für alle folgenden siegreichen Schlachten . . . den Heldentod . . . den Heldentod." Die alten zuckenden Lippen murmelten immer wieder zusammenhanglos Stellen aus den Briefen. „Gleich alle Drei — alle Drei — im Sturm — in jener Nacht" und ein Sturm an Heftigkeit wohl alle anderen übertreffend tobte durch dies Mutterherz, und doch nicht lange, dann trat neben den Schmerz und die Trauer der Stolz, der angeborene wahre Stolz der deutschen Soldatenfrau. „Sie fielen als Sieger" und die vom Weinen roten Augen leuchteten, „als Sieger auf dem Feld der Ehre."

Gedenktage der Woche.

15. Nov. 1787 Ch. W. von Gluck †
1910 Wilhelm Raabe †

16. Nov. 1632 Gustav Adolf fällt bei Lützen,
1809 Eröffnung des Sueskanals.

17. Nov. 1632 Pappenheim †
1776 Geschichtschreiber Schlosser *
1796 Katharina II. von Rußland †

18. Nov. 1813 Auflösung des Rheinbundes,
1827 Wilhelm Hauff †
1877 Die Russen erstürmen Kars.

19. Nov. 1770 Bildhauer Thorwaldsen *
1828 Komponist Franz Schubert †

20. Nov. 1497 Vasco da Gama umschifft das Kap der guten Hoffnung.
1601 Physiker Otto v. Guericke *
1694 Voltaire *
1815 Zweiter Pariser Friede.
1910 Graf Leo Tolstoi †

21. Nov. 1768 Theologe Schleiermacher *
1806 Erlaß der Kontinentalsperre.
1811 Heinrich v. Kleist †

Der Brief.

Novelle von Paul Ernst.

Ein Dichter, welcher bereits auf der Höhe des Lebens stand, hatte einen jungen Freund, der ihn oft in seiner stillen Stube besuchte, um Rat fragte; ihm von seinen Plänen erzählte und sonst allerlei mitteilte, das ihn innerlich bewegte.

In den Julitagen dieses Jahres hatte sich der junge Mann auf eine kurze Zeit verabschiedet, um eine Erholungsreise in das Gebirge zu machen. Er war etwa zehn Tage unterwegs, als er einen Brief an den älteren Freund begann. Dieses ist der Brief:

„Ich bin einige Stunden mit der Bahn gefahren in der gewöhnlichen Gesellschaft mehr oder weniger mangelnahmer Menschen, bin dann in meinem Ort angekommen, habe mir im Gasthaus ein Zimmer gemietet, und ergehe mich seitdem nun täglich allein und durch nichts gestört in den schönen Wäldern. Wir haben es doch wohl nötig, daß wir zuweilen uns aus unserer Umgebung reißen und ganz nur auf uns gestellt sind; alle Eindrücke, Gefühle, Gedanken, welche uns verwirrt und bunt bestürmen von außen und innen, bilden doch an unserer Seele, ohne daß uns dieser Vorgang so recht klar wird; und so könnte es geschehen, daß wir plötzlich ganz andere Menschen geworden wären, wie wir uns vorher kannten, wenn wir nicht von Zeit zu Zeit unsere veränderte Persönlichkeit genau betrachteten.

In diesen Tagen ist mir klar geworden, daß ein Mensch, der seinen Mitmenschen etwas geben will, sein ganzes Leben auf seine Arbeit einrichten muß. Ich habe mir vor meinem geistigen Auge dargestellt, wie bei Ihnen ein Tag verfließt, ein Tag ruhig wie der andere, wie nichts Ihre Seele berührt, daß Sie nicht wollen, wie im Seelischen und Körperlichen alles ausgesucht ist, was die Arbeit befördert; und wie nun, in emsigem Handwerkerfleiß, Zeile für Zeile in beständiger Mühe Ihre Werke entstehen, von denen wir beide denken, daß sie noch nach langen Jahrhunderten Menschen erfreuen werden, daß sie ein ewiger Besitz der Menschheit sein müssen.

Ich stehe jetzt am Scheidewege meines Lebens. Rechts geht die Straße . . .

Vor acht Tagen habe ich diese Zeilen geschrieben. Ich unterbrach den Brief, weil mir plötzlich die Lust kam, vor dem Essen, das ich gemeinsam mit den übrigen Gästen einnahm, noch ein wenig im Wald herumzugehen. Auf der Treppe begegnete mir ein junges Mädchen . . . Ihnen kann ich das ja schreiben, was ich plötzlich fühlte. Sie verstehen mich, denn Sie sind ein Dichter und nichts Menschliches ist Ihnen fremd. Ich wußte plötzlich, in einem einzigen Augenaufschlag: wir gehören zusammen. Ich muß wohl wunderlich ausgesehen haben — sie hat mir nachher gestanden, daß sie gleichzeitig einen heftigen und süßen Schrecken bekommen hat — ich grüßte, und sie dankte, indem sie tief erröterte. Mein Gefühl war: ich müßte jetzt zu ihr sprechen, wie man zu dem Verzweifelten spricht, mit dem man möglich gezusammen ist, den man eben erst verstehen hat; und sie würde dann ganz harmlos antworten.

Bei Tisch fand ich sie an meiner Seite. Ich war verlegen über die erste Fremdheit, die dadurch gekommen war, daß ich auf der Treppe nicht gleich ihre Hand ergriffen hatte — nachher hat sie mir gestanden, daß sie dasselbe Gefühl gehabt hat — aber dann sprachen wir zusammen; sie hat eine wunderschöne Sprechstimme; etwas Glockenreines ist in dieser Stimme. Ihre Mutter saß an ihrer anderen Seite, eine gütige Frau, zart und ruhig und noch ganz jugendlich in Wesen und Körper . . . Aber ich kann nicht so weiter schreiben, es ist, als ob es mich drängte, Ihnen das gleich zu sagen: Ich habe mich verloben, ich bin glücklich, ich bin selig. Ich weiß, Sie lächeln nicht über mein Bekenntnis, Sie Einsamer, der Alles seiner Kunst geopfert hat, der für nichts lebt, wie für seine Werke, die er täglich hämmert und schmiedet — Sie lächeln nicht, Sie fühlen ja mit, Sie wissen ja das Alles, was in mir vorgeht; das ist ja das große Glück, daß Sie jedem bescheiden, der Ihnen nahe treten darf, das Sie in seine Brust fehen wie in ein gläsernes Werk.

Welch' ein wundervolles Leben habe ich nun vor mir! Ich werde nie allein sein, ich werde einen Menschen haben, der an meiner Seite atmet. Wenn ich kahnch bin, so wird mich ein Menschen trösten — wein, trösten ist falsch gesagt; ich werde auch nicht schwach sein; wie wäre denn das möglich! Ich will, ich verspreche es Ihnen, ich will . . .

Wieder habe ich meinen Brief unterbrochen. Sie wissen, was eingetreten ist: die Kriegserklärung. Ich lese, daß mein letztes Wort war: „ich will". Ach, was ist unser Wollen! Von der Straße herauf drang Rufen und Sprechen dieser Menschen; ich öffnete das Fenster, da ertönte ich, was geschehen war. Ich muß nun gleich reisen und mich bei meinem Truppenteil stellen. Wie wundervoll, daß ich das erleben darf: wie oft habe ich in dieser elenden Zeit mich gesehnt, daß einmal wieder eine große Aufgabe an uns treten möchte, daß wir nicht ganz versinken im Streben nach Reichtum und Arbeit um äußeren Erfolg, daß unsere Seelen nicht ganz verkümmern, weil sie nicht gebraucht werden in dieser Zeit — nun ist es da, das Große! Denn eine solche Aufgabe wie wir jetzt haben, hatte noch nie ein Volk, seitdem die Welt steht. Nun wird ja alles, alles anders werden.

Mein Freund — heute zum ersten Male, wo ich plötzlich mich so gereift fühle durch die Ahnung des Kommenden, wage ich den Aeltesten mit dem vertraulichen Wort anzureden — Mein Freund, wir hatten uns entschlossen, uns vor meinem Eintritt in die Armee zu verheiraten. Noch zwei Paare außer uns wurden von Standesbeamten zusammengegeben; dann gingen wir sechs Menschen zusammen zur Kirche; der alte Pfarrer hielt uns eine gemeinsame Traurede und vereinigte vor dem Altar unsere Hände. Auf meiner rechten Seite stand ein Schuhmacher mit seiner Braut, die bei uns im Gasthaus diente, auf meiner linken Seite ein Bauer mit seiner Verlobten. Uns allen war, als seien wir Freunde seit langer Zeit, oder besser sage ich wohl, als seien wir Brüder. Das Wort „Kameraden" wurde mir plötzlich klar, und ich verstand, daß die Kameraden sich duzen.

Nun bin ich nicht mehr ein Mensch allein, ich bin nun zwei. Lieber Freund, ich habe doch nicht gewußt bis nun, was es heißt: Mensch sein. Ich muß immer an den Scherz des Aristophanes in Platons Gastmahl denken, daß die Menschen ursprünglich doppelt gewesen seien und von Zeus auseinandergerissen, und daß nun die Hälften sich suchen.

Ich weiß nicht, wie Aristophanes, der Spötter und Platon, der Ironiker, das gemeint haben: aber wir waren zwei Hälften, nun sind wir ein Ganzes. Eine tiefe Ruhe, eine Sicherheit haben wir, vielleicht Etwas, das man Glück nennen kann — oder ob es nicht etwas Höheres ist als Glück?..."

(Nachschrift von anderer Hand:)

„Mit dem Wort „Glück" hat mein teurer Gatte geendet. Er wollte noch einige Zeilen dem Brief hinzufügen, aber es war nicht mehr Zeit. Verehrter Herr, ich kenne Sie lange aus Ihren Werken und habe immer das Gefühl gehabt, daß ich irgendwie mit Ihnen verbunden sei; nun schreibe ich an Sie, weil Sie der Freund meines teuren Gatten waren . . . er ist in der ersten Schlacht gefallen."

Der alternde Dichter hielt den Brief lange in der Hand; er dachte an den jungen Freund, der ihm dem übrigen Gästen einnahm, noch ein wenig im Wald herumzugehen. Auf der Treppe begegnete mir ein junges Mädchen . . . Ihnen kann ich das ja schreiben, was ich plötzlich fühle. Sie verstehen mich, denn Sie sind ein Dichter und nichts Menschliches ist Ihnen fremd. Ich wußte plötzlich, in einem einzigen Augenaufschlag: wir gehören zusammen. Ich muß wohl wunderlich ausgesehen haben — sie hat mir nachher gestanden, daß sie gleichzeitig einen heftigen und süßen Schrecken bekommen hat — ich grüßte, und sie dankte, indem sie tief erröterte. Mein Gefühl war: ich müßte jetzt zu ihr sprechen, wie man zu dem Verzweifelten spricht, mit dem man möglich gezusammen ist, den man eben erst verstehen hat; und sie würde dann ganz harmlos antworten.

Bei Tisch fand ich sie an meiner Seite. Ich war verlegen über die erste Fremdheit, die dadurch gekommen war, daß ich auf der Treppe nicht gleich ihre Hand ergriffen hatte — nachher hat sie mir gestanden, daß sie dasselbe Gefühl gehabt hat — aber dann sprachen wir zusammen; sie hat eine wunderschöne Sprechstimme; etwas Glockenreines ist in dieser Stimme. Ihre Mutter saß an ihrer anderen Seite, eine gütige Frau, zart und ruhig und noch ganz jugendlich in Wesen und Körper . . . Aber ich kann nicht so weiter schreiben, es ist, als ob es mich drängte, Ihnen das gleich zu sagen: Ich habe mich verloben, ich bin glücklich, ich bin selig.

Drei Namen . . .

Skizze von Hermann Wagner.

Nachdruck verboten.

Es war eines jener großen, modernen Zinshäuser in einem besseren Stadtteile Berlins, in denen Dutzende von Familien nebeneinander leben, ohne sich zu kennen.

Es war ein Vorderhaus und ein Hinterhaus da, und jedes von ihnen hatte fünf Etagen.

In dieses Haus begab sich an einem Morgen des Herbstes 1914 der Briefträger, um Briefe und Zeitungen zuzustellen.

Uns interessieren hier nur die Zeitungen. Und unter diesen wiederum nur die Lokalblatt, das der Briefträger dem Hause in mehreren Exemplaren zuzustellen hatte. Und in diesem Lokalblatt nur die neueste Verlustliste.

Diese enthielt nämlich unter den hunderten anderen auch folgende drei Namen:

Hauptmann Ernst von Dombusch, gefallen.
Einjährigfreiwilliger Richard Sezau, gefallen.
Musketier Fritz Mahn, gefallen.

Drei Namen, weiter nichts —

Und dennoch weinten schon eine Stunde später in ein und demselben Hause drei Familien bittere Tränen, nur um je eines dieser Namen willen!

In einer Wohnung der ersten Etage des Vorderhauses, deren distrei-vornehme Einrichtung Wohlhabenheit und edlen Geschmack verriet, weinten eine Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren und deren einziger Sohn, ein Jüngling, der der Schule noch nicht entwachsen war.

Beide wurden getröstet von einem alten Herrn mit weißen Haaren, dessen straffe Haltung und edle Oberstenkrone den ehemaligen deutschen Offizier unschwer erkennen ließen.

Er hatte leise, wehmütige Worte, die wie ein Streicheln waren, und die nicht ohne Wirkung bleiben konnten, weil der tiefe sittliche Ernst eines Mannes aus ihnen sprach, der es gelernt hatte, sein Leben über das Ich zu stellen.

Hier sprach nicht nur ein Vater, der den Sohn verloren hatte, sondern auch ein Soldat, dem für das Vaterland jedes Opfer eine stolze Selbstverständlichkeit war.

Er ist wie ein Held gestorben," sagte er, „und dieses Bewußtsein muß uns bei all dem großen Schmerz, den wir empfinden, froh machen!"

Und er beugte sich über die Frau, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Sei tapfer, liebes Kind! Verdeibe die Tränen! Vergiß nicht, daß du die Frau eines Soldaten warst!"

Und er trat zu seinem Enkel, zog ihn an sich und streichelte ihm das Haar.

„Armer Kleiner," sagte er, „glaube nicht, daß dein Vater tot ist! Durch seine Tat ist er noch mitten unter uns und wird es immer bleiben! Sei stolz, mein Junge! Und habe keinen anderen Wunsch, als so zu werden, wie dein Vater war!"

*

Eine Etage höher befand sich die viel kleinere Wohnung, in der eine ältere Dame, die Witwe eines Beamten, mit ihrer zwanzigjährigen Tochter lebte.

Hier weinte eine Braut um den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hatte und mit dessen Tode, wie ihr Herz sagte, auch ihr Leben ein- für allemal vernichtet war.

Der Schmerz, der hier aus dem Schluchzen sprach, war ein wilder, hemmungslosek, wild die Mutter, die der Tochter als Erörterin zur Seite stand, konnte zunächst nichts anderes tun, als schweigen.

Nichts befreit den Menschen so wie Tränen, die reichlich fließen. Ein Leid, das keine Tränen hat, verhärtet und sitzt in der Brust des Menschen, wie ein harter Stein. Tränen aber lösen alles Harte im Menschen, öffnen sein Herz und machen es schließlich zugänglich für die liebevollen Worte dieses, die Mitleid und Teilnahme zeigen.

So gelang es, nachdem das Weibende des ersten Schmerzes überwunden war, am Ende auch hier der Mutter, ihre Tochter zu beruhigen.

Es war ja eine Zeit, in der es Abertausenden von Müttern bestimmt war, Schweres und Trübes zu tragen.

Was galt in dieser Zeit ein Leben?

Tausende gingen jetzt mutvoll in den Tod, da mit es den Millionen, die da blieben, später beschieden wäre, in ruhigem Frieden zu leben.

„Ja, aber warum muß ich es gerade sein, dir ihr Liebstes verliert," klagte die Tochter. „Warum gerade ich?!"

„So fragen wohl alle, die jetzt betroffen sind, liebes Kind," tröstete sie die Mutter. „Aber glaubt nicht, daß durch den Verlust, den du jetzt erlitten hast, dein Leben endgültig vernichtet sein muß! Die Jahre heilen die schlimmsten Wunden. Es wird eine Zeit kommen, wo der Stachel aus deinem Herzen genommen sein wird und wo du wieder wirst lächeln können. Wer weiß, welches Glück dir noch blüht!"

„Aber er — wie kommt er dazu?"

„Wir alle müssen ja sterben, liebes Kind. Und keines Menschen Leben ist leicht. Er hat es überstanden. Sein Tod war ein schöner. Wissen wir wie der unsere sein wird?"

Und die Mutter fuhr ihrer Tochter zärtlich über Haar und ließ sie sich auswinen.

Sie dachte:

„Sie ist jung. Die Jugend überwindet. Ihr gehört das Leben!"

*

Im Hinterhause, fast unterm Dach, gab es eine Stube mit einer angrenzenden kleinen Küche.

In dieser Stube wohnte und lebte eine Witwe, eine blasse Frau, die sich recht und schlecht durch Heimarbeit durchbrachte.

Sie war es, deren zitternden Händen das Zeitungsblatt entfallen war, als sie in der Verlustliste den dritten der drei Namen gelesen hatte.

Weinte sie?

Nein, sie hatte keine Tränen mehr.

In den Jahren der großen Not, da sie ihren Jungen mühsam aufgezogen hatte, waren sie ihr allmählich verloren gegangen.

Nun saß sie am Fenster, starrte in den grauen Herbstnebel hinaus und überdachte ihr Leben.

Wo war ein wenig Glück, wo ein wenig Sonne? Sie fand nichts.

Das heißt . . . in den letzten Jahren . . . da hatte es fast geschienen, als ob es auch für sie ein wenig besser werden sollte. Ihr Junge, aus dem inzwischen ein junger Kaufmann geworden war, den alle Vorgesetzten sehr liebten, hatte angefangen, sie zu unterstützen. Nur die zwei Mitbewohner waren noch zu überwinden, dann brach für sie alle beide, für die Mutter und für den Sohn, eine bessere Zeit an.

Damit war es jetzt vorbei.

Die Frau legte den Kopf auf das Fensterbrett, [illegible] sah nur und dachte noch.

Warum war ihr das geschehen — ihr, die nun keinen Menschen mehr auf der Welt hatte?

Und während sie dies dachte, kamen langsam wieder Tränen in ihre Augen — die ersten seit diesem, diesen Jahren!

Und gleichzeitig war es ihr, als sprache eine milde und gütige Stimme auf sie ein, eine Stimme, die aus einer fernen, besseren Welt kam, und ab der sie ihres eigenen Sohnes zu erkennen glaubte.

„Fasse dich, liebe Mutter," schien diese Stimme zu sagen, „und glaube nicht, daß du verlassen bist! Ich bin bei dir, ich, dein Sohn! Und sorge dich nicht um dein Kind! Es geht so viele gute Menschen! Und Gott, der dir bisher geholfen hat, wird dir auch weiter helfen!"

Da kam mit einem Male ein schöner, glanzvoller Friede in das Herz der Mutter.

Und sie fühlte, daß sie ihren Sohn nicht verloren, sondern für alle Zeiten erst wirklich gewonnen hatte!

*

Ueber die Liste, die die Namen dieser drei Gefallenen enthielt, glitten an diesem Tage die Blicke von abertausend Menschen.

Wie viele von ihnen aber hatten einen anderen Eindruck davon, als den, daß es Namen waren — Namen . . .

Und wie viele machten es sich klar, daß für eine große Anzahl Menschen mit diesen Namen ein großes Unglück verknüpft war — ein Unglück, das mitzufühlen und mitfühlend zu lindern, die Pflicht des ganzen Volkes war . . ?

Und täglich trug der Briefträger neue solche Listen in die Häuser . . .

Ein Herz voll Liebe.*)

Eine hübsche Sage aus dem Schwedischen.

Auf Gottes Gebeth stieg eine gütige Fee zur Erde hinab mit einem Ueberflußhorn voller Gaben, um sie unter die Frauen der Erde zu verteilen.

„Gieb mir reiches Haar, damit ich es als Mantilla benutzen kann," sagte die Spanierin.

„Mir aber," bat die Italienerin, Augen schwarz wie die Nacht, aus denen Feuer leuchten gleich den Flammen, welche aus dem Vesuve aufsteigen."

„Mache mich rund und schwellend wie Elderdaun", begann die Mohammedanerin.

„Mir gib die Anmut der Bewegung," sagte die Französin.

Die Engländerin aber sprach: „Mir gewähre die feine zarte Farbe der Dornrose."

„Die königliche stolze Haltung gebühret vor allem mir," begehrte die Russin.

„Ich habe noch eine Gabe übrig," begann die gütige Fee, „ein Herz voll Liebe. Wer will es haben"

Alle verzogen den Mund zu einem spöttischen Lächeln und sagten: „Dort hinten steht noch eine Frau, sie hat noch nichts empfangen, gib ihr Dein Herz voll Liebe."

Zornige Röte färbte die Wangen der Göttin und Funken der Entrüstung sprühten ihre Augen und mit bebender Stimme rief sie: „Dies, meine liebe Gabe ist meine beste Gabe und weil mich diese Frau um nichts gebeten hat, soll sie von allen meine beste Gabe haben, tritt näher, germanisches Weib!"

Noch dürfen die deutschen Frauen mit Stolz sagen, daß sie sich das Kleinod der gütigen Fee gewahrt haben und es willig niederlegen am Altare des Vaterlandes mit Ausnahme jener wenigen, die sich in eitel Gesellsucht in bösem Treiben verlieren, aber sie gelten nicht, denn sie haben sich selbst ge-

*) Wir haben kürzlich in den Schwedischen Familienblättern (Nr. 43) Lindner-Worie „Zum Wettstreit der Frauen" nach der Erinnerung von M. Wahl Liebe-Augsburg wiedergegeben. Ein Leser sendet uns nun eine wörtliche Wiedergabe dieser schönen schwedischen Sage.

Auch Mutterliebe wächst zur Eifersucht.
Hamerling.

Aus der Welt der Frau.

O, nicht an Rat gebrichts der Mutterliebe.
Schiller.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191411150/fragment/page=0002